



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kaemmel, Otto: Auf Sizilien : 1. Palermo

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Auf Sizilien

Von Otto Kaemmel

1. Palermo



hier Jahre früher hatte ich so manchen Abend in Neapel den Dampfer nach Palermo abfahren sehen und mir mit einer gewissen Sehnsucht vorgestellt, daß ich, wenn ich nur wollte, zwölf Stunden später auf sizilianischem Boden stehn könne. Diesmal hatte ich von vornherein den Plan, dahin zu gehn, denn ich dachte an Goethes Wort: „Italien ohne Sizilien macht gar kein Bild in der Seele, hier ist erst der Schlüssel zu allem,“ und an B. Gehns zustimmende Bemerkung: „Wer in Neapel und Capri umkehrt, der läßt das Werk seiner Reise unvollendet.“ Gleichwohl empfand ich eine gewisse Scheu vor der Ausführung. Zunächst mußte ich allein dahin gehn, sodann ist die Entfernung selbst von Neapel noch recht groß, bis Palermo etwa drei Breitengrade, gegen 330 Kilometer, bis Syrakus, meinem südlichsten Ziele, vier Breitengrade, 440 Kilometer, die kleine Hälfte der Entfernung zwischen Neapel und der Heimat, denn Sizilien liegt unter derselben Breite wie Mittelgriechenland und der Peloponnes, Palermo entspricht in seiner Lage ungefähr Athen, Syrakus etwa Sparta. Von Syrakus dampft man in fünf Stunden nach Malta hinüber, und von Marsala sind es bis zum Kap Bon, der äußersten Spitze Nordafrikas, nur 150 Kilometer. Diese geographische Stellung Siziliens zwischen Europa und Afrika, zwischen dem östlichen und dem westlichen Becken des Mittelmeers hat auch die ganze Geschichte der großen Insel bestimmt; sie ist ganz oder teilweise zweimal von Griechenland, zweimal von Afrika, zweimal von Spanien aus in Besitz genommen worden und hat mit Italien jahrhundertlang politisch gar nicht zusammengehungen, bis sie endlich vor vierzig Jahren ein einfaches Glied des Königreichs Italien wurde. Innerlich ist sie ihm aber immer halbfremd geblieben. Ich hatte deshalb das Gefühl, in ein fremdes Land zu gehn, das von dem, was mir in Italien bekannt und vertraut geworden war, sehr verschieden sei.

Endlich aber waren die Zweifel überwunden, das Billet für die ganze Hin- und Rückfahrt in der Allervveltsagentur von Cook gelöst, der Tag der Abreise bestimmt, und am 6. November gegen sieben Uhr abends, also schon bei völliger Dunkelheit, fuhr ich zum Quai der Immacolatella. Dort lag der „Marco Polo“ dicht am Bollwerk, ein großer, schöner, schneller Dampfer der

Gesellschaft Florio-Rubattino, von 1662 Tonnen und 3900 Pferdekräften; sein schlanker, weißer Rumpf, von elektrischem Licht erhellt, hob sich scharf von dem dunkeln Hintergrunde des Hafensbeckens ab, in dessen schwarzer Wasserfläche sich die Laternen des Ufers und der vor Anker liegenden Schiffe spiegelten. Als eines der neuesten Schiffe der Gesellschaft hatte der „Marco Polo“ das Borderteil und das hohe Vorderdeck vom Schornstein ab der ersten Kajüte zugewiesen, da hier das Zittern der Schraubenwelle bei schneller Fahrt weniger bemerkbar wird, und die Eleganz der Räume, des Rauchsalons, des Speisesaals (Sala da pranzo), des Damenzimmers und der hohen, lustigen Kabinen (camerini) eine Etage tiefer ließ nichts zu wünschen übrig. Da die erste Kajüte nicht sehr stark besetzt war, so bestand die begründete Hoffnung, eine Kabine allein zu behaupten, und ich konnte mich mit Behagen der Betrachtung des interessanten Schauspiels widmen, das die Einschiffung und die Abfahrt eines ansehnlichen Schiffes zu gewähren pflegen. Noch verbanden zwei Brücken den Dampfer mit dem Lande, Droschken und Lastwagen rasselten heran, Kisten und Fässer wurden herübergerollt, immer dichter wurde die Reihe der Passagiere, die sich nach der zweiten Kajüte hinter dem Schornstein an Bord drängten und sich dort zum Teil auf Deck für die Nacht so gut es ging häuslich einrichteten, viele Soldaten darunter. Freilich fanden dort auch etliche Körbe mit aufgeregter gackernden Hühnern Platz, und ganz in der Nähe hinter einem Verschlage ein Rudel Schweine, eine etwas bedenklichere Nachbarschaft als das Federvieh und zunächst noch recht unruhig; besonders ein großer, starker Geselle darunter zeigte seine lebhaftere Unzufriedenheit mit der engen Behausung durch unwilliges Grollen und Stoßen, was nun wieder die ganze übrige Gesellschaft mit Quieten und Strampeln vergalt. Dazu schwirrten lebhaftes Gespräch der Passagiere (fast nur Italiener) und kurze Befehle an die Mannschaft durcheinander. Endlich heulte die Sirene zum erstenmale, über das ganze Deck hin scholl der Ruf: Scendere! (absteigen!); was nicht mitfahren wollte, verließ eilig das Schiff und blieb auf dem Bollwerk stehn, mit Tüchern lebhaft winkend. Die Landungsbrücken wurden eingezogen, die letzten Taue aufgenommen, die Maschine begann schnaubend zu arbeiten, und als die Sirene zum letztenmal erscholl, Punkt acht Uhr, glitt das Schiff fast unmerklich vom Hafendamme fort. Unter dem gleichmäßigen Rauschen der Schraube und der anschlagenden Wellen, zitternde helle Streifen aus seinem im Lichtglanz strahlenden Innern auf das dunkle Wasser werfend, ging der „Marco Polo“ zwischen den Hafendämmen in den Golf hinaus.

Wohl war es zu bedauern, daß uns das herrliche Schauspiel, das Neapel bei Tage dem Aussegelnden oder Ankommenden gewährt, durch die Nacht verhüllt wurde; dafür entfalteten sich, je weiter sich das Schiff entfernte, um so mehr die endlosen Lichterzeilen des Strandes; darüber zogen sich wie funkelnde Guirlanden die Lichter der am dunkeln Abhang aufsteigenden Höhenstraßen und der Villen des Posilippo dahin. Dann blitzten links in weiter Entfernung helle Punkte von Sorrento auf, und um Capri westlich herum, das als

dunkle Masse kaum erkennbar da stand, dampften wir ins offene Tyrrhenische Meer hinaus. Der Himmel war mit Wolken bedeckt, doch die See ruhig, und da sich im Rauchsalon so gut wie niemand aufhielt, so konnte ich mit einem mir bekannten deutschen Offizier, den ich zufällig an Bord angetroffen hatte, bei einer Flasche Chianti ungestört die Aussichten des südafrikanischen Kriegs erörtern, die er schon damals als nicht sonderlich günstig für die Engländer ansah. Gegen Mitternacht wurde das Meer etwas bewegt, der Dampfer begann leicht zu stampfen, was bekanntlich in der Koje (cuccetta) das Gefühl giebt, in einer großen Wiege zu liegen, aber er rollte nicht, beruhigte sich auch wieder, als er sich der sizilianischen Küste näherte, ohne daß wir natürlich von Ustica oder den Liparischen Inseln, die sonst die Nähe Siziliens verkünden, etwas zu sehen bekommen hätten, denn es wurde erst gegen sechs Uhr hell.

Als ich um diese Zeit an Deck kam, vom fröhlichen Krähen der erwachenden Gähne begrüßt, blies eine sehr frische Brise von Westen her über die graublau-see, der Himmel war frei geworden, und im Osten stand das purpurne Morgenrot, gerade vor uns aber lag eine mattblaue, langgestreckte, hier und da zu zackigen Gipfeln aufstrebende Gebirgskette, die Nordküste Siziliens. Golden stieg die Sonne aus der klaren Flut, unter ihren Strahlen belebten sich die vor uns liegenden Formen des Landes durch Licht und Schatten; an Stelle des einförmigen Blau trat, je mehr sich der mit fünfzehn bis sechzehn Knoten laufende Dampfer der Insel näherte, ein helles Grau, und die Bergmassen begannen sich voneinander zu sondern. Rechts schoben sich das Kap Gallo und der wundervoll geformte Monte Pellegrino, „das schönste Vorgebirge der Welt,“ links der Monte Grifone und der Catalano hervor, alle kahl und nackt, dazwischen öffnete sich eine weite Bucht, und an ihr begann sich eine weiße Häusermasse auf dem Hintergrunde eines malerischen blauen Gebirgsfranzes abzuzeichnen, es war Palermo. Dann tauchten der Mastenwald des Hafens, die Gebäudereihen dahinter auf, und durch die breite Öffnung zwischen den beiden langen Molen hindurchlaufend legte sich der „Marco Polo“ um $\frac{3}{4}$ Uhr, nach kaum zwölfstündiger Fahrt mitten in dem halbrunden Becken vor Anker. Boote umdrängten ihn, aber es ging verhältnismäßig ruhig dabei zu, rasch waren die Zollförmlichkeiten an der Dogana erledigt, und ein Omnibus führte uns erst eine lange staubige und verstaubte Allee am Hafen hin, dann durch enge Gassen nach der Piazza marina zum trefflichen Hotel de France, vor dem sich, den größten Teil des Platzes bedeckend, die tropisch üppigen Laubmassen des herrlichen Giardino Garibaldi ausbreiten, überragt von schlanken Palmen und hohen Koniferen. Wir waren wirklich in Palermo!

Auf den ersten Blick hat Palermo wenig Altertümliches. Denn seinen baulichen Charakter haben unter spanischer Herrschaft überwiegend das sechzehnte und siebzehnte Jahrhundert, Renaissance und Barock, bestimmt. Aus dieser Zeit stammt auch das große, rechtwinklige Straßenzentrum, das mit zwei langen, schnurgeraden Straßen von Palästen, der Via Macqueda von Norden nach Süden und dem Cassaro (Corso Vittorio Emanuele) von Osten nach Westen,

von der Porta Felice am Hafen bis zur Porta nuova, der ehemaligen Hauptstraße der arabischen Altstadt (El Kasr, d. i. Schloß), das alte Gassengewinkel durchschneidet. Nicht Paläste eines stolzen, reichen, bürgerlichen Patriziats aber erheben sich an diesen Plätzen und Straßen, sondern Bauten der Könige, der Kirche, des feudalen Adels, der Chiaramonti, der Sclafani, der Serradifalco, und aus dem Mittelalter stammen nur wenige davon, wie der ehemalige Palazzo Chiaramonti an der Piazza Marina, der später erst den spanischen Vizekönigen, dann der Inquisition diente und jetzt Sitz des obersten Gerichtshofs (Palazzo dei Tribunali) ist, und der Palazzo Sclafani an der Piazza Vittoria, jetzt Kaserne, beide gotische Bauten aus dem vierzehnten Jahrhundert. Ganz barock sind manche Plätze: die Quattro Canti an der Kreuzung der beiden Hauptstraßen im Mittelpunkte der Stadt, mit fast überreichem Säulen- und Statuenschmuck an den Palästen der vier Ecken, und die anstoßende Piazza Pretoria vor dem Rathause (Municipio) mit einem kolossalen Brunnen von 1575, um dessen riesiges kreisrundes Marmorbecken die Köpfe der verschiedensten Tiere, eine wahre Menagerie, und zahlreiche höchst lebendige Götter- und Nymphengestalten im Kreise gruppiert sind, endlich die kleine Piazza Bologni mit einem Standbilde Karls V., das den Deutschen plötzlich daran erinnert, daß der Herrscher, der dem deutschen Nationalgeiste so feindselig gegenüber getreten ist, als König von Spanien auch über Sizilien geboten hat. Demselben siebzehnten Jahrhundert gehört die größte Kirche Palermos an, San Domenico, ein mächtiger Barockbau, der 12000 Menschen fassen kann, das Pantheon der Palermitaner mit zahlreichen Grabdenkmälern bedeutender Männer, ebenso die in der Nähe gelegne Kirche dell' Olivella, ein prachtvoller Marmorbau des aufgehobnen Klosters der Philippiner.

Doch aus dieser modernen Umgebung ragen hie und da seltsame Gebäude auf, die einer andern Welt zu entstammen scheinen und auf italienischem Boden nirgends ihresgleichen haben, bald so orientalisches, daß man in Kairo oder Damaskus zu sein glaubt, bald ein merkwürdiges Gemisch morgenländischer und nordeuropäischer Bestandteile. Denn auf diesem Boden, den einst die Römer den semitischen Karthagern in heißem Kampfe abgewannen, haben sich im Mittelalter die mannigfachsten Kulturen gekreuzt und verbunden. Über zweihundert Jahre lang, von 831 bis 1072, herrschten hier arabische Emire wie in Sevilla und Cordova, Tunis und Kairo, und arabische Dichter feierten in entzückten Versen die Reize Palermos, wie sie für Granada schwärmten. Dann fiel Palermo mit der ganzen Insel in die Hände blonder nordischer Erobrer, der franjösierten Normannen, die sie mit Südditalien zu einem absoluten Königreiche verbanden, den Zusammenhang mit Afrika aufs neue zerreißend, den mit der Apenninhalbinsel abermals herstellend. Als ihre Erben zogen 1194 die Hohenstaufen in Palermo ein, bis nach dem tragischen Untergange des hochbegabten Stammes und der kurzen Herrschaft der französischen Anjous (1266 bis 1282) die Aragonesen wieder das Erbe der Hohenstaufen antraten und Sizilien mit Spanien in Verbindung setzten. Diese vier Jahrhunderte

voll Glücks- und Herrschaftswechsel sind doch nächst der altgriechischen Zeit die glänzendste Periode der sizilianischen Kultur gewesen. Fremde waren es beide- male, die diese Blüte heraufführten, auswärtige Erobrer, aber es ist so gewesen, wie es Schiller in der „Braut von Messina“ mit wenig Worten den einen Chorführer sagen läßt:

Die fremden Erobrer kommen und gehen;
Wir gehorchen, aber wir bleiben stehen.

Sie sind alle dahin gegangen; Sizilien ist auf die Dauer weder griechisch noch arabisch noch normannisch noch deutsch noch spanisch geworden, sondern sizilisch geblieben; der einheimische, den Italikern von jeher verwandte Grundstock der Bevölkerung hat allen Wechsel überdauert und die fremden Elemente aus- gestoßen oder aufgesogen. Alle die fremden Sprachen, die einst in und um Palermo gesprochen wurden, sind spurlos verhallt bis auf einige Namen; nur in einer kleinen Anzahl vielfach umgestalteter und verstümmelter Gebäude tritt uns diese mittelalterliche Völker- und Kultur Mischung noch entgegen.

Da ist zunächst ganz im Südwesten der Stadt die kleine Kirche San Giovanni degli Eremiti, schon von außen ein fremdartiger Bau mit völlig un- gegliederten, kahlen, nur von kleinen schmalen Fenstern unterbrochnen Mauern, darüber vier größere und kleinere halbkugelförmige glatte rote Kuppeln und ein niedriger viereckiger Glockenturm, der ebenfalls in eine Kuppel ausläuft; im Innern tragen flache arabische Spitzbögen auf schlanken Säulen das Gebälk des Daches, über dem sich fast unvermittelt die Kuppeln erheben. Die riesigen Opuntien, die ringsum wachsen, machen den Eindruck noch fremdartiger, und es ist wohl eine begründete Vermutung, daß König Roger II. 1132 die Kirche nur erneuert hat, daß sie aber der Hauptsache nach eine altarabische Moschee ist. Ganz aus seiner Zeit rührt dagegen jedenfalls der anschließende, malerische Kreuzgang her. Auch als die Normannen selbständig zu bauen begannen, schlossen sie sich vielfach noch an arabische und byzantinische Vorbilder an, wie sich das aus der unvermeidlichen Verwendung arabischer und griechischer Bau- meister und der Überlegenheit einer alten Kultur von selbst ergab. Sie stellten die arabischen Spitzbögen auf antike oder romanische Säulen, bedeckten die Wände mit byzantinischen Glasmosaiken und arabischen Steinmustern, hielten aber für ihre Kirchen meist am nordischen Langschiff fest, setzten schwere vier- eckige Türme dran und verzierten die breiten Außenflächen mit den nor- männischen verschlungenen Bogen und Schachbrettfriesen.

Rein byzantinisch ist die Martorana, die 1143 Rogers II. Großadmiral, Georgios von Antiochia, für den griechischen Kultus errichtete, eine Kuppel auf hohen Spitzbögen und schlanken Säulen, daneben ein zierlicher, unten vier- eckiger, oben ins Achteck übergehender Glockenturm. Alle Kunstelemente der verschiedensten Epochen vereinigen sich dagegen in dem mächtigen Palazzo reale. Da stand er vor uns in der brennenden Sonne unter einem azur- blauen Himmel an der Ostseite der weiten, mit schattigen Baumreihen be-

pflanzten Piazza Vittoria dicht an der alten Stadtgrenze, eine lange, hohe, nüchterne Front, die sich ununterbrochen bis zu dem majestätischen Barockbau der Porta nuova ausdehnt. Rechts, an der Südhälfte, erhebt sich ein starker viereckiger Turm, die Santa Rinsa, mit arabischen Spitzbogenfenstern und breiter Plattform oben, die eine kleine Sternwarte (Osservatorio) trägt. In der Nordhälfte des weitläufigen Baus öffnen sich nach einem herrlichen Säulenhofe aus der Renaissancezeit vier lange Fronten, und von ihm aus gelangt man im Oberstock in die berühmte Cappella palatina, die Schloßkapelle, die König Roger II. 1129 bis 1156 erbaut hat. Es ist kein großer Raum (im ganzen nur 33 Meter lang), eine kleine Basilika mit dreifachem Langschiff und kürzerem Querschiff vor der halbrunden Apsis des Chors, die schlanke Kuppel über der Vierung; auch die Gliederung ist einfach, aber das Ganze prangt in orientalischer Farben- und Formenpracht. Abwechselnd kannelierte und glatte antike Säulen aus Marmor und Granit tragen auf reichen, im einzelnen sehr mannigfaltigen Kapitälern arabische Spitzbogen, auf die sich die Balkendecke und die Kuppel stützen. Alle Flächen, selbst die schmalen, innern Flächen der Spitzbogen, schimmern von bunter arabischer Marmor- und byzantinischer Glasmosaik; von den Wänden über den Bogen und zwischen den schmalen Fenstern unter der Kuppel grüßen die Gestalten der heiligen Geschichte, in der Apsis schwebt der segnende Christus mit den weit offenen, starren Augen des byzantinischen Ideals, und alles wird umrahmt von phantastischen, reichen Arabesken. Die Schmalseite gegenüber der Apsis ist unten ganz mit buntem Steinwerk in geometrischen Figuren bedeckt, und in der Mitte prangen jetzt über dem alten Königsthron, zwischen den aragonesischen Löwen das Kreuz von Savoyen und das Bildnis des Königs Humbert. Von der Decke des Mittelschiffs hängt das huntebemalte arabische Stalaktitenornament herab; altertümliche Bronzeleuchter, ein kolossaler Marmorandelaber für die Osterkerze, die hohe Kanzel und griechische, lateinische und arabische Inschriften, die oben an den Wänden friesartig herumlaufen, vollenden die Ausstattung; farbiges, reiches Steinmosaik bedeckt den Fußboden. Die Gefänge, die soeben eine Messe im Chor begleiteten, und die reichen Gewänder der Priester in ihren Chorstühlen und am Hochaltar fügten zu dem Eindrucke des Gebäudes noch den des Gottesdienstes, wie er dieser farbenfreudigen Umgebung entsprach.

Durch die lange prächtige Flucht der königlichen Gemächer, von denen nunmehr seit vierzig Jahren die Casa Savoja mit Bildern und Kunstwerken Besitz ergriffen hat, führte uns der Kustode in die Stanza Ruggero im Turme Santa Rinsa. Dieser kleine Saal stammt noch aus arabischer Zeit, ein schmales hohes spitzbogiges Kuppelgewölbe, die Wände reich mit stilisierten Tier- und Pflanzengestalten in Mosaik geschmückt. Doch zeigt der deutsche Reichsadler an der Decke, daß auch die Hohenstaufen hier noch gebaut haben. Dann ging es die schmalen Treppen hinauf bis auf die Plattform des Observatoriums. Die Sonne brannte heiß auf den Steinfliesen und lag blendend auf Plätzen und Straßen, Dächern und Türmen, auf der weiten, im üppigsten Dunkelgrün

prangenden Fruchtebene ringsum, der Conca d'Oro, auf den Flanken der grauen, kahlen, aber wundervoll geformten Felsberge, die sie im Halbkreise umschließen, den rötlichen Zacken und Flächen und Abstürzen des Monte Pellegrino, zu dem die Spanier im Zickzack die bequeme Fahrstraße hinaufgeführt haben, und auf dem glitzernden blaue Meere im Osten. Der ganze Zauber Palermos entfaltet sich hier oben, doch wenn Goethe hier von den „abgeschiednen Gespenstern,“ den geschichtlichen Erinnerungen nichts hören wollte, uns modernen Deutschen drängen sie sich unabweislich auf. Hier in diesen Mauern haben die arabischen Aghlabiden, die Normannen, die Hohenstaufen von Heinrich VI. bis auf Manfred gewohnt und gebaut, dann die spanischen Vizekönige und die Bourbonen; hier leisteten zu Ende Mai 1860 ihre Truppen den letzten Widerstand gegen die empörte Stadt und die Rothenden Garibaldis. Und dort im Osten, wenige hundert Schritt entfernt, erheben sich an einem weiten Plage an der Nordseite des Cassaro seltsame, langgestreckte, gelbbraune Zinnenmauern und starke Türme um eine schlanke Kuppel. Das ist der Dom von Palermo, die Grabstätte seiner nordischen Beherrscher von dem Normannen Roger II. bis auf den Hohenstaufen Friedrich II. Hier ist für jeden gebildeten Deutschen heiliger Boden, mag er auch durchaus kein romantischer Schwärmer sein.

Vor der Südsseite des gewaltigen Doms liegt ein prächtiger Platz, von Marmorbalustraden und Heiligenstatuen umgeben, mit Fächerpalmen und Blumenparterren geschmückt. Dahinter streckt sich über den niedrigeren Mauern der Seitenräume, die nur von kleinen, schiefsschartenähnlichen Fenstern durchbrochen sind, ein troziger Bau, eine lange ungegliederte Wand mit einer ziemlich dichten Reihe schmaler Fenster in arabischem Spitzbogen, über einem Zahngesims gekrönt von arabischen Zinnen. Am Anfange des östlichen Drittels springt nach dem Plage hin unter der Kuppel turmartig das Querschiff hervor. Auch das Ostende selbst läuft in breiten, viereckigen, turmförmigen Erhöhungen aus, und neben ihnen erheben sich über der runden Apsis des Chors, deren Außenseite charakteristisch normannische Ornamente in schwarzer Farbe zeigt, zwei viereckige Glockentürme mit spitzbogigen Fensteröffnungen. Zwei ähnliche Türme liegen an der Westfront, und vor dieser, mit der Kirche selbst nur ganz äußerlich durch Bogen verbunden, erhebt sich der große Glockenturm, aus seiner massigen Basis aufsteigend und an deren Ecken von vier runden Türmchen flankiert. So enthält der Bau wohl manches arabische Element, aber in seiner burgartigen Geschlossenheit erinnert er viel mehr an die normännischen Kathedralen Englands, als an irgend welche italienische, und in der That war sein Erbauer (1169 bis 1185) ein normännischer Engländer, der Erzbischof Walthar of the Mill (Gualterius Ophamilius), der frühere Hofkaplan König Heinrichs II. von England. Die folgenden Jahrhunderte haben noch mancherlei verändert, restauriert und zugefügt, vor allem die ganz stilwidrige Kuppel, die Fernando Fuga gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts dem Widerspruche der Palermitaner zum Troze auf die Bierung setzte. Aber denkt man sich diese weg, so hat wenigstens das Äußere des Domes sein ursprüngliches Gepräge bewahrt.

Anders freilich im Innern, zu dem von dieser Seite her eine breite gotische Vorhalle führt. Hier ist nur noch die allgemeine Gliederung in drei Längschiffe und ein Querschiff erhalten, sonst ist es, namentlich von Fuga, ganz modernisiert. Modern ist auch die Kapelle der heiligen Rosalia, der neuen Schutzpatronin Palermos, im Chor, mit dem vielgenannten, übrigens gewöhnlich unsichtbaren Silber Sarkophag. Uns war das alles weniger wichtig; wir suchten in einer Kapelle des rechten Seitenschiffs die „Königsgräber,“ le tombe reali. Hier giebt es nichts von phantastischem Schmuck; in schlichter, strenger Einfachheit stehn sie hinter dem kunstvollen Eisengitter neben einander, die beiden kleinen offenen Marmortempel, deren Dach auf vier schlanken, korinthischen Säulen ruht, und darunter dunkelrote, ganz antik gehaltne Porphyr Sarkophage. In dem zur rechten Hand ruht Kaiser Heinrich VI. († 1197), in dem zur linken sein Sohn Friedrich II. († 1250), der erste der gewaltigste und kühnste unter den Hohenstaufen, aber auch der härteste, unliebenswürdigste, unritterlichste dieses ritterlichen Geschlechts, der zweite der geistvollste Herrscher des ganzen Mittelalters, ein völlig moderner Mensch, in antiker und arabischer Bildung geschult, sprachkundig und sprachgewaltig, selbst ein Künstler und Dichter, ein freier weltlicher Geist, den die Bannflüche der Päpste innerlich kaum berührten, ein stolzer Verfechter der staatlichen Souveränität gegenüber der kirchlichen Idee des Gottesstaats, d. h. der päpstlichen Weltherrschaft, kein Krieger, obwohl er die Furcht nicht kannte, aber ein Staatsmann und Diplomat ersten Ranges, ein harter Absolutist, dem sein süditalienisches Königreich gehorchte, wie dem Reiter sein gutgeschultes Ross, den Arabern sympathischer als den Deutschen, weil er ihnen innerlich näher stand und ihnen gründlich imponierte. Arabische Gelehrte, Künstler, Dichter, Leibwachen bildeten in diesem noch halb arabischen Sizilien seine vertraute Umgebung, und in arabische Gewänder gehüllt hat er sich bestatten lassen. In derselben Kapelle ruhn hinter den beiden großen Sarkophagen seine Mutter Constanze und deren Vater König Roger II. († 1154) mit einigen andern Mitgliedern des Herrscherhauses; ein ganzes nordisches Königsgeschlecht hat hier seine letzte Ruhestätte gefunden.

Ist es ein phantastischer Traum gewesen, der die Hohenstaufen nach Sizilien geführt hat? Vor vierzig oder fünfzig Jahren, als der Groll über das politische Elend des deutschen Volks, seine Zerspaltung und Machtlosigkeit an dem Herzen unsrer patriotischen Historiker nagte, hat man so gedacht und die gewaltigen Kaiser des Mittelalters hart angeklagt, daß sie über dem Schattenbilde der römischen Kaiserkrone ihre nächsten Pflichten daheim versäumt und Deutschland dem Verfall überlassen, also den ganzen Sammer der nachfolgenden Jahrhunderte verschuldet hätten. Seitdem unsrer Nationalstaat begründet ist und im Begriffe steht, sich zum Weltstaat zu erweitern, lernen wir anders und gerechter denken, aus der Gegenwart die Vergangenheit verstehen. Unsrer mittelalterlichen Kaiser haben sich gar nicht in dem immerhin engen Begriffe eines deutschen Nationalstaats bewegt, der überhaupt diesen Jahrhunderten

ganz fremd war; sie erstrebten ein mitteleuropäisches Zentralreich unter der Hegemonie der Deutschen; sie stellten also der Nation eine großartige Aufgabe, und es war nicht ihre Schuld, daß die Deutschen, hitzköpfig und eigenfinnig, in kleinliche Interessen und Handel daheim verstrickt, wie gewöhnlich, ihnen nicht genügend zu folgen vermochten. Sizilien aber war der Schlüsselstein des großartigen dreigliedrigen Baues, der aus Deutschland, dem Königreich Italien und dem Königreich Sizilien bestand. Erst Sizilien und Unteritalien boten ihnen die Basis für die Beherrschung des Mittelmeers; von hier aus haben Heinrich VI. und Friedrich II. begonnen, den Deutschen die ihnen gebührende Stellung neben den Franzosen auch im Orient, gegenüber dem byzantinischen Reiche und in Syrien zu verschaffen, also in den Ländern, nach denen die Herrschafts- und Kolonisationsbestrebungen der Abendländer damals ebenso gerichtet waren, wie später nach Amerika und Indien, weil davon ihre Weltstellung abhing.

Von Messina aus sandte Heinrich VI. im Jahre 1197 die deutsch-italienische Flotte unter dem Bischof Konrad von Hildesheim, die Beirut eroberte und 1198 die deutsche Hospitalbrüderschaft von St. Marien zum Deutschen Ritterorden erhob; von Brindisi segelte Friedrich II. 1228 aus, um seine Lehns-hoheit über das Königreich Cypern festzustellen und sich die Königskrone von Jerusalem aufs Haupt zu setzen, d. h. die Vorherrschaft der Deutschen in Syrien zu begründen, in deren Interesse er auch den Deutschen Ritterorden mit dem großen Hochmeister Hermann von Salza, seinem Vertrauten an der Spitze, mit allen Mitteln förderte, auch u. a. in Palermo mit einer großen Land-schenkung ausstattete. Dieser Politik verdankte es Deutschland zum guten Teil, daß es seit dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts plötzlich in den Mittelpunkt des Welthandels trat und seine städtische Kultur mit reißender Schnelligkeit entwickelte. Seitdem die deutsche Arbeit und das deutsche Kapital in der Türkei eine wirtschaftliche Herrschaft auszuüben und sich vor allem in Kleinasien festzusetzen begonnen haben, seitdem unser Kaiser in Jerusalem eingeritten ist und dort die evangelische Erlöserkirche eingeweiht hat, und seitdem deutsche Ingenieure die Bagdadbahn vermessen, erscheinen uns auch die Ziele dieser Hohenstaufen verständlicher; aber allerdings, nicht von Deutschland, sondern erst von Sizilien aus können sie ganz begriffen werden.

Doch das heutige Palermo kümmert sich vermutlich wenig um diese Erinnerungen; es ist eine moderne, rührige, sehr belebte, dabei elegante und saubere Stadt von beinahe 300000 Einwohnern, die Hauptstadt der Insel, die seit der Begründung des Königreichs Italien mächtig emporblüht. Ein ganz neues Viertel ist im Norden jenseits der modernen breiten Via Cavour entstanden, mit dem kolossalen Theater Vittorio Emanuele und dem Garibaldi-denkmal, das hier besser am Plage ist als irgendwo anders. Denn der Befreier Palermos und Siziliens ist der merkwürdige Volksheld allerdings gewesen. Mit Recht heißen deshalb die Straßen im Süden der Stadt, durch die er am 27. Mai 1860 einzog, Corso dei Mille und Via Garibaldi, und

das Thor zwischen beiden die Porta Garibaldi. An ihn erinnert auch noch eine Marmortafel am Municipio, und unmittelbar gegenüber dem Fort Castellammare am Hafen, das in jenen Maitagen zum letztenmale seine Geschütze gegen die aufständische Stadt richtete, jetzt aber in Trümmern liegt, erhebt sich auf der Piazza delle Vittime ein kleiner Obelisk zum Andenken an die dreizehn „Opfer“ der vorhergehenden verunglückten Erhebung, die hier am 14. April 1860 standrechtlich erschossen wurden.

(Fortsetzung folgt)



Wie mein Hans Ohm Minister wurde

Von Timm Kröger

(Schluß)



er hatte schon eine Weile geschlafen, da hörte er eine Stimme: Steh auf, Michel, und folge mir! Und als er die Augen öffnete, sah er einen Engel vor sich stehn.

Wer bist du, fragte Michel.

Ein Engel.

Das seh ich an den Flügeln, aber deine Flügel sind groß und schwarz.

Ich bin der Engel des Todes. Gott fordert deine Seele von dir.

Aha, sagte Michel, das kann mir passen. Wenn auf das Heringsgericht kein Verlaß mehr ist, dann gehe ich lieber gleich zur ewigen Seligkeit. Der liebe Gott hat natürlich eingesehen, daß ich in den letzten Tagen schlecht weggekommen bin.

Der Engel schwieg.

Ist es nicht so?

Darüber zu urteilen ist nicht meines Amtes, der heilige Petrus wird es sagen.

Und als sie beim heiligen Petrus im Himmelsvorhof ankamen, fanden sie ihn ganz allein.

Ist das der Heringsquerulant? fragte er.

Das ist er, erwiderte der Todesengel.

Der heilige Petrus in seinem Faltengewand mit langem Bart, die Schlüssel zu den Himmelskammern an der Hüfte, die Brille auf die Stirn zurückgeschoben, sah prächtig und hoheitsvoll und doch milde aus. Aber trotz aller Milde lag in diesem Augenblick doch ein verdrießlicher Zug auf seinem Gesicht. Den Michel durchdringend ansiehend, ließ er seine großen, grauen Augen an der armen Knechtsgestalt auf- und niedergehn.

Wir haben deine Klage gehört, sagte er.

Und für gerecht befunden. Nicht wahr? fragte der immer getroste Michel.

Petrus antwortete nicht darauf.

Du hast mit Gott gehadert, sagte er streng.

Daß ich nicht wüßte, erwiderte Michel. Ich bin nur unzufrieden gewesen, daß die Wölfe den kleinen Hejn gefressen haben.

Weil du dadurch um dein Heringsgericht gekommen bist.